

Mrinal Pande: *Die Schöne und der Papagei. Ein satirischer Roman aus Indien,*
Draupadi Verlag 2023, Leseprobe aus dem 1. Kapitel

Wer ist gefährlicher: der Vater oder der Tiger?

Im Alter von gerade mal fünfzehn Jahren fand Hema alias Himuli die Antwort auf diese etwas merkwürdige Frage, wenn auch nur zum Teil. Die Sache war von einer Art, die es schwierig machte, selbst ihre engste Freundin offen darauf anzusprechen.

Dass der Tiger auch Menschen angreift, wenn ihm wegen einer Verwundung oder aus Altersgründen die Jagd auf Tiere in der Wildnis unmöglich ist: das wusste jeder, und zwar seit frühester Kindheit. Sobald die Großmütter von den Grassammlern erfuhren, ein zum Menschenfresser gewordener Tiger habe begonnen, um das Dorf zu streichen, gaben sie es sofort an die Kinder weiter. Sie warnten sie, der Bösewicht könne überall auf der Lauer liegen. Mit dem strengen Geruch, den der Tiger verbreitete, und mit seinen Augen, die nachts wie glühende Kohlen leuchteten, wollte der Schöpfer, so lernten die Kinder, Leute warnen, die draußen unterwegs waren. Sie erfuhren außerdem, dass, wenn man auch nur aus Versehen den Namen der Schlange oder des Tigers nannte, dies das sofortige Erscheinen dieser Raubtiere heraufbeschwor. Aus diesem Grund sprachen die Leute damals nach Sonnenuntergang von der Schlange nur als „Wurm“ und vom Tiger als „Syun“.

Über Väter und Söhne erzählte einem niemand etwas Derartiges, und schon gar nicht den Mädchen. „Vater und Sohn“, das klang wie ein einziges Wort, und die Beziehung zwischen den beiden war in jedem Haus vom Männerbereich bis zur Küche Gegenstand von Gesprächen. Ein Sohn war Teil des Vaters, und wenn der Sohn, sobald ihm oberhalb der Lippen ein dünnes Bärtchen wuchs, ganz wie der Vater den Teller umwarf, weil ihm das Essen nicht schmeckte, oder wenn er bei Kritik an seinem Verhalten gegen den Vater aufbekehrte und ihm die Meinung sagte, galt das nicht als sonderlich ungezogen. Einer der Brüder des Vaters würde in solchen Fällen, während er an seiner Wasserpfeife sog, bemerken: „Mein Lieber, schon in den Sanskrit-Schriften heißt es, einen Jungen kannst du nur bis zum Alter von sechzehn züchtigen, danach sollst du ihn wie einen Freund behandeln.“ Insbesondere dann, wenn das männliche Kind dem Vater nachschlug.

Aber für Mädchen bedeutete es etwas anderes, vor den Vater zu treten: Angst, Benimmregeln und Schweigen. Der Vater war schließlich der Wächter über das Wohl der Familie. Selbst wenn keine Mutter da war, blieb dank seiner Obhut die Ehre der heranwachsenden Mädchen gewahrt. Ein Mädchen ohne Vater und Bruder dagegen war wie ein Kälbchen ohne den Hirten, pflegten die alten Frauen zu sagen.

Anders als die Männer den Söhnen, teilten die Frauen den heranwachsenden Mädchen von ihren Kenntnissen nicht alles mit, vor allem nicht das, was so schwierig zu vermitteln war, wie „Ram Ram“ zu sagen und dabei das Fleisch der eigenen Hand zu essen. Zum Beispiel, dass es für ein Mädchen, das nachts im Dunkeln allein dasaß und Blattgemüse schnitt, während der dem Alkohol zugetane Vater oder Bruder im Haus war, ebenso gefährlich werden konnte, wie auf einem Löwenpfad Gras zu schneiden.

An genau dieser Stelle beginnt die unsägliche Geschichte von Himuli. Sie zu erzählen fühlt sich an, als würde man das Fleisch der eigenen Hand essen oder als würde man den Dhoti öffnen und ein lepröses Knie entblößen.

Es war an Muktabharan Saptami, dem Tag, der Heirat und Ehe gewidmet ist. Das Frauenvolk war mit der Puja beschäftigt, und alle Väter und Söhne waren außer Haus. Alle außer Himulis Vater. Er packte sie bei der Hand, zog sie in die dunkle Kammer, in der die Steppdecken aufbewahrt wurden, und stieß sie brutal zu Boden, und nach dem, was er dann mit ihr, mit seiner eigenen Tochter, machte, blieb Himuli wie versteinert zurück, blieb sitzen, als hätte jemand ihr mit dem Messer das Gehirn herausgeschnitten, wie Ahilya, von der die Sage berichtet, sie sei, nachdem Indra sie verführt hatte, zu einem Steinbrocken geworden.

Himuli hatte nie einen Bruder gehabt. Die Mutter stammte aus einer armen Familie und war, nachdem sie drei Töchter geboren hatte, aus Verzweiflung gestorben. In den Jahren, in denen Himuli sie noch erlebt hatte, schien sie ihr nicht einmal die Fähigkeit bewahrt zu haben, offen Schmerz und Freude zu zeigen. Nach dem Tod der Mutter fiel Himuli die Pflicht zu, jeden, der ins Haus kam, mit Erfrischungen zu bedienen, ohne zu fragen, still, wie eine Maschine, und nach seinem Weggang mit niemandem darüber zu reden. Damals wurden in vielen Familien die Frauen geschlagen, ob es einen Anlass dafür gab oder nicht. Aber wenn am nächsten Tag, nachdem die Männer das Haus verlassen hatten, der Ältestenrat der pulloverstrickenden und erbsenpulenden Frauen zusammenkam, saßen die jüngeren Mädchen zu Füßen ihrer Mütter. Dort sahen sie die losen Fäden heraushängen – nicht nur von den Strickarbeiten, sondern auch von unerhörten Geschichten. Und sie lernten daraus.

Die mutterlose Himuli konnte an diesen Sitzungen nicht teilnehmen. Ihr Vater wünschte nicht, dass seine Tochter den ganzen Tag mit den anderen Weibsbildern schwatzte. Ohnehin überwachte er sie konstant, indem er sie mit Hausarbeit auf Trab hielt. Die Arbeit war stets mit äußerster Pünktlichkeit zu erledigen, dazu kam der Sauberkeitstick des Vaters. Wieso? Die beständig verängstigte Himuli versuchte nie, das zu ergründen. Dagegen hatte sie schon mehrfach mitbekommen, wie der eine oder andere Onkel, während er die Hand gegen seine Frau erhob, diese als ungehobelte Provinzschlampe bezeichnete. Diese Frauen, die tagein, tagaus verprügelt wurden, erweckten in ihr weniger Mitleid als Wut, aber immer schien es ihr die Frau zu sein, die schuld war. Wer kann es schon mit den Männern aufnehmen, dachte sie.

Jedenfalls war Himuli sich lange unschlüssig darüber, wem sie von dem Unerhörten erzählen könnte, das ihr widerfahren war, und was davon sie erzählen sollte. Schließlich machte sie es wie ihre Tanten und beschloss zu schweigen. Damit wurde auch sie wie die Tanten zu einer lebenden Toten, die Nacht für Nacht mit Gott weiß was für Gedanken zubrachte und sich wieder und wieder die Hände wusch, rieb und rieb.

Aber der Geruch ging nicht weg.

Pfui Teufel! Ein Geruch wie zerquetschte Blätter, der säuerliche Geruch nach Alkoholgenuss. Die Ausdünstungen von männlichem Schweiß, das faulige Aroma, welches das Zahnfleisch vom Tabakkauen bekommt. Niemand im Haus fragte danach, noch sagte sie etwas. In welcher Sprache hätte sie auch sprechen sollen?

Himulis Welt stand Kopf.

Ihr Vater kam danach immer wieder, spät in der Nacht, wie ein Kater, auf Zehenspitzen. Wie oft dachte sie, sie würde schreien, würde alles kurz und klein schlagen! Aber jedes Mal war sie wie gelähmt. Wortlos, tränenlos quälte sie sich dann mit dem Gedanken, warum sie, die immer mehr, pfui!, zu einem liederlichen, lasterhaften Mädchen wurde, nicht einfach starb. Könnte sie nur sterben, würde das Leben nicht länger zur Hölle.

Zuerst die Tanten, dann auch andere Frauen begannen sie seltsam anzusehen. Sobald sie das Zimmer betrat, verstummten die Gespräche, gingen in Hüsteln über.

Dann tat man ihr aus einem unerfindlichen Grund den Gefallen, dass man sie fern von ihrem Zuhause an irgendeinem Pilgerort in einen Ashram steckte. Sollte sie sich dort mit religiösen Liedern und Meditation fortbilden, wenn sie wollte, anschließend mochte sie sehen, wo sie blieb. Letzteres wurde zwar nicht ausdrücklich gesagt, aber Himuli verstand sehr genau, was es für sie zu verstehen gab.

Und so zog eines Tages, nachdem man ihr zum Abschied und als Glücksbringer Sauermilch mit Zucker gereicht und mit rotem Pulver einen Punkt auf die Stirn gemalt hatte, Himuli alias Hemangini Devi vom Berg hinab in die Gangesebene, wo sie im Ashram auf ihre Mitbewohnerin Manju Didi traf. Manju hatte grüne Augen wie eine Katze. Sie war die Vertraute des Vorstehers, und was sie sagte, galt. Nachdem ihr das klar geworden war, bemühte Himuli sich um möglichst gute Beziehungen zu ihr.

„Die schicken aber schon Geld und so?“, fragte Manju Didi, nachdem sie Himulis bereinigte Version der Geschichte angehört hatte. Himuli wiegte bestätigend den Kopf.

„Wieviel?“

Himuli stellte im Kopf Berechnungen an.

„Genug, dass es für das Nötigste reicht.“

„Du hast doch sicher auch etwas auf die Seite gelegt, oder hast du deinem Alten an Festtagen etwa nichts abgetrotzt?“

Himuli sagte nichts. Manju Didi hatte ihr bereits erzählt, wie ihr Stiefbruder sie zu Hause bei jeder Gelegenheit in eine dunkle Kammer gezerrt hatte. Zu der Zeit war sie nicht einmal dreizehn Jahre alt gewesen.

Von Manju erhielt Himuli den Rat: „Sieh zu, dass du dir ordentlich was verdienst und auf eigenen Beinen stehst! Und wenn man verlangt, dass du es mit vier Männern gleichzeitig machst, dann mach es halt. So ist das Leben.“

Mit freundlicher Genehmigung des Verlags